

Byzanz und mit den Auseinandersetzungen zwischen Rom und Konstantinopel beschäftigen (*Byzanz. Kulturelle und kirchengeschichtliche Betrachtung im Europäischen Kontext*, S. 143–158; *Kernpunkte der kirchlich-theologischen Auseinandersetzung zwischen Rom und Konstantinopel*, S. 159–170).

Dadurch gelingt N. der Übergang zum zweiten Teil des Bandes, wo Episkopat und Synodalität der Kirche als Ausdruck ihrer Ökumenizität profiliert werden. In diesem Zusammenhang werden auch Beschlüsse und theologische Lehrentscheidungen einiger ökumenischer Konzile untersucht. Beachtenswert ist die Relecture des Horos von Chalkedon im Kontext der christologischen Debatten des 20. Jahrhunderts, wobei der orthodoxe Theologe die Verbindung zwischen Christologie und Soteriologie im Chalkedonense betont und sie als Schlüssel zum Verständnis der ursprünglichen Intention des Textes versteht (*Das „Chalkedonense“ – alte Antwort auf neue Fragen*, S. 233–254).

Der dritte Teil des Buches widmet sich der Ikonenverehrung und der christlichen Kunst, einem Thema, das mit der Wiederentdeckung des Bildes in der zeitgenössischen Geisteswelt an Aktualität gewonnen hat. N. behandelt den erzieherischen Wert der Kunst und der Ikonentheologie bei den Kirchenvätern bis hin zum byzantinischen Bilderstreit und den Beschlüssen des siebten ökumenischen Konzils von Nikaia 787. Dabei zeichnet er die dogmengeschichtliche Entwicklung nach und lehrt die Lehrentscheidungen des Konzils zu verstehen als bis heute gültige Koordinaten der Ikonenverehrung in der orthodoxen Tradition. Der dritte Abschnitt der Aufsatzsammlung endet mit einer quellenkritischen Untersuchung des Traktats *De Iconis* von Johannes Italos (11. Jh.). N. versucht, Johannes Italos mit Blick auf seine häretischen Auffassungen über die Ikonen zu rehabilitieren. Er arbeitet dabei die Widersprüchlichkeit der Anschuldigungen gegen Italos heraus (einerseits soll er eine übereifrige Anbetung der Ikonen gelehrt, sie andererseits als handgemachte Götzenbilder geschmäht haben) und weist die Rechtgläubigkeit der Schrift *De Iconis* nach, die als eine Kompilation aus der ersten und dritten Rede über die Ikonen des Johannes von Damaskus entlarvt wird.

Der vierte und letzte Teil des Werkes sammelt Beiträge des Autors zum Gottesdienst als Grundlage der kirchlichen Gemeinschaft. Einen Schwerpunkt bildet hier die Frage nach der Stellung der Frauen in der Kirche. In Anlehnung an die Mariologie und die Verehrung der Gottesmutter (*Der Akathistos Hymnos und die Verehrung der Gottesmutter*, S. 413–422) geht N. der Frage der Frauenor-

dination aus orthodoxer Sicht nach und setzt sich für den Diakonat der Frauen ein (S. 423–451). Der Abschnitt schließt mit einer kirchenrechtlichen Darlegung des Ehesakraments, wobei auch theologische Aspekte berücksichtigt wurden (*Das Ehesakrament aus orthodoxer Sicht*, S. 451–474).

Das Inhaltsverzeichnis steht zusammen mit einer Liste ausgewählter Werke Theodor Nikolaou am Ende des Bandes. Auf ein Register wurde leider verzichtet.

Der Sammelband von N. bietet eine Reihe von grundlegenden Forschungen und Erkenntnissen aus einem Leben im Dienst der Theologie, die zwar aus den Erstveröffentlichungen bereits bekannt waren, nun aber praktischerweise in einem Buch vorliegen. Das Werk lässt sich als Einführung in die orthodoxe Patristik und Theologiegeschichte oder als Nachschlagewerk zur schnellen Orientierung in bestimmten Themenbereichen der byzantinischen Kirchen- und Geistesgeschichte lesen. Die Orientierung am Hellenismus und der byzantinischen Philosophie durchzieht die Beiträge wie ein roter Faden. N. hat sich damit bewusst in die große Tradition orthodoxer Theologie des 20. Jahrhunderts gestellt, die durch den russischen Exiltheologen George Florovsky (1893–1979) und seine Rückkehr zu Theologie der Väter im Zeichen eines christlichen Hellenismus geprägt wurde. Die hohe Bewertung des Hellenismus lässt freilich kaum noch Raum für jene spezifisch semitischen Elemente, die z. B. im orientalischen Christentum und seiner Theologie weitergewirkt haben. Das Oeuvre von Theodor Nikolaou ist nicht zuletzt deswegen bemerkenswert, weil es in der Diaspora entstanden ist und sich im ständigen Dialog mit den beiden großen christlichen Traditionen des Abendlandes – Katholizismus und Protestantismus – entfaltet hat. Der Autor setzt sich mit Thesen und Ansätze der westlichen Theologien auseinander, nimmt ständig Bezug auf die ökumenischen Dialoge und gibt Hinweise auf die ökumenische Relevanz seiner Forschungsergebnisse.

Marburg

Ovidiu Ioniț Ioan

Edmon L. Gallagher: Hebrew Scripture in Patristic Biblical Theory. Canon, Language, Text, Leiden: Brill 2012 (Supplements to *Vigiliae Christianae* 114), 266 S., ISBN 978-9-00422-633-3.

Das vorliegende Buch ist die überarbeitete Dissertation G.s, die er am Hebrew Union College bei A. Kamesar verfasste. Zentrale Fragestellung ist die Bedeutung der hebräischen Bibel im frühen Christentum, insbe-

sondere im Verhältnis zur LXX. Die Darstellung gliedert sich in die Themenbereiche „Kanon“ (Kapitel 2–3), „Sprache“ (Kapitel 4) und „Text“ (Kapitel 5).

Kapitel 2 befasst sich mit den Kriterien für die Zugehörigkeit von Büchern zum alttestamentlichen Kanon in jüdischen und christlichen Texten. Für die zentrale Frage, was im frühen Christentum „kanonisch“ überhaupt bedeute und welchen Stellenwert die sog. deuterokanonischen Bücher einnehmen, übernimmt G. die Einteilung in drei Kategorien von Büchern (kanonische, kirchliche und apokryphe) von Athanasius und Rufinus. Die Diskrepanz zwischen Kanonlisten und dem Insistieren auf der Zahl 22 oder 24 als Anzahl der atl. Bücher einerseits und der häufigen Verwendung weiterer Bücher andererseits, zeigt, dass „exclusion from the canon does not entail exclusion from use.“ (27)

Nach Josephus bestimmt der Abfassungszeitpunkt („date“) der Texte ihre Zugehörigkeit zu den normativen Schriften. Dieses Kriterium findet sich in christlichen Texten nicht explizit (implizit aber im Rekurs auf 4 Esra). Ein zweites Kriterium ist die Verwendung in der Synagoge. G. plädiert (zu Recht!) für eine klare Unterscheidung zwischen diesem und dem sprachlichen Kriterium, das alle kanonischen Texte auf hebräische Originale zurückführt. Dieses „*synagogal criterion*“ steckt oft implizit in Kanonlisten, die sich auf jüdische Quellen beziehen. G. diskutiert die relevanten patristischen Texte, wobei der Briefwechsel des Julius Africanus mit Origenes zur Frage der Zugehörigkeit der Susanna-Erzählung zum christlichen Kanon als besonders wichtiges Dokument eingehend behandelt wird. Während Origenes zwar nach dem jüdischen Gebrauch der Schriften fragt, ist dieser für ihn kein entscheidendes Kriterium. Hieronymus allerdings setzt sich für die Übernahme des jüdischen Kanons ein.

Vielfach wird allerdings in der patristischen Literatur das „*ecclesiastical criterion*“, die Verwendung in den Kirchen, angeführt (z. B. Tertullian, Origenes, Augustinus). Augustinus nennt Apostolizität, verlässliche Weitergabe und den gegenwärtigen Konsens der Kirchen als entscheidende Faktoren.

In Kapitel 3 („Hebrew Scripture and the Canon of the Old Testament“) diskutiert G. ein weiteres, seiner Ansicht nach entscheidendes Kriterium: das der *hebräischen Originalsprache*. Anhand des Briefwechsels zwischen Origenes und Africanus (und weiterer Texte) wird dieses Thema detailliert behandelt. (Dabei wäre es hilfreich gewesen, für die Diskussion der textlichen Probleme im Brief des Africanus diesen zusammenhängend abzudrucken.)

G. kommt zu dem Schluss, dass das AT auf die Bücher beschränkt wurde, von denen man annahm, sie seien Übersetzungen von hebräischen Originalen. Origenes akzeptierte die Susanna-Erzählung, weil er nicht ausschließen konnte, dass ein solches hebräisches Original existierte, auch wenn es den Juden seiner Zeit nicht mehr bekannt war. Er vertrat die These, die jüdischen Obrigkeiten hätten bestimmte Schriften, die sie in negativem Licht darstellten (wie eben „Susanna“) bewusst unterdrückt. (Wie stellt sich Origenes dann aber die Herkunft und Tradition dieser Texte vor? Von welchen Juden spricht Origenes? Sind sie repräsentativ? Hier tun sich einige Fragen auf, denen nachzugehen interessant wäre.)

Für die Bedeutung des hebräischen Originals spricht die Wertschätzung der LXX als *Übersetzung*. Für Bücher, deren hebräischer Text unbekannt war (wie Weish oder 2 Makk), sei vermutlich ein solcher Ursprungstext postuliert worden. Wichtig ist die Beobachtung, dass für die Kirchenväter, anders als für Philo, Aristeas u. a., die LXX das gesamte AT meinte, nicht nur die Tora. G. argumentiert, dass Hieronymus am hebräischen Kriterium festhielt (und wie Origenes für die Danielzusätze hebräische Originale postulierte). Augustinus allerdings konzentrierte sich ganz auf die LXX und akzeptierte auch Bücher, die keine Übersetzungen sind, wie etwa Sir. Für ihn gelte das Kriterium der hebräischen Originalsprache nicht.

Kapitel 4 befasst sich mit der hebräischen Sprache und ihrer Bedeutung für die Kirchenväter. Zunächst werden die von Juden in der Spätantike verwendeten Sprachen sowie ihr Ideal des Hebräischen als *leshon haqodesh* dargestellt. Den Kirchenvätern galt Hebräisch nicht als eine heilige Sprache, nahm aber als erste Sprache, als Sprache des alten Israel und der Bibel eine besondere Stellung ein. G.s grundlegende These wird in diesem Kapitel zunehmend deutlich: Entscheidend für die Kirchenväter sei die hebräische Originalsprache eines Textes. G. widmet aber der Frage nach den Gründen dafür zu wenig Aufmerksamkeit: Die Wertschätzung des Hebräischen verweist m. E. auf die Anciennität und die damit gegebene Autorität der Texte. Das Kriterium der Abfassungszeit, das ja mit der Frage eines Endes der (prophetischen) Inspiration verknüpft ist (vgl. Josephus), ist hier impliziert und spielt wohl doch eine größere Rolle, als ihm G. zugesteht.

Kapitel 5 befasst sich mit der Frage nach dem richtigen Text, die die patristischen Autoren v. a. hinsichtlich eines Vergleichs der LXX mit den neueren griechischen Übersetzungen (Aquila, Symmachus, Theodotion) stellten. Die frühen Christen über-

nahmen die Ansicht Philos und Aristeas', dass die LXX den hebräischen Text exakt wiedergebe (jedoch bezogen auf das ganze AT!). Die Unterschiede zwischen LXX und dem hebräischen Text bzw. den griechischen Übersetzungen werden von den Kirchenvätern sehr unterschiedlich beurteilt: von der Ansicht, dass die Unterschiede nicht wesentlich seien, bis zum Vorwurf an die Juden, sie hätten den Text verfälscht. Die Autorität der (originalen, noch nicht durch die Tradition korrumpierten) LXX als genaue Wiedergabe des hebräischen Originals ist bis Augustinus unbestritten. Letzterer ist der Ansicht, dass die Siebzig den hebräischen Text verändert hätten, aber als inspirierte Übersetzer. Die LXX führe die Christen zu einem stärker spirituell orientierten Sinn des Textes. Beide Texte seien von Bedeutung, in ihrer jeweiligen Eigenart. Damit ist Augustinus der erste „to divorce the authoritative biblical text from dependence on the Hebrew“ (208).

Hilfreich sind die ausführliche Bibliographie, ein Index der verwendeten Quellentexte und ein Sach- und Autorenindex.

G.s Verdienst ist die ausführliche Darstellung und Diskussion und mitunter erhellende Neuinterpretation der relevanten Texte für die Frage nach der Bedeutung der hebräischen Bibel für das frühe Christentum. Seine Grundthese, dass (bis Augustinus) das entscheidende Kriterium für die Zugehörigkeit von Büchern zum christlichen AT sowie für die Entscheidung für den richtigen Text die hebräische Sprache sei, ist differenziert zu beurteilen. Was die Zugehörigkeit zum Kanon betrifft, so konnte G. diese These überzeugend darstellen. Allerdings steht m. E. die hebräische Sprache im Dienst der Originalität, die durch das *Alter der Tradition* gewährleistet ist. Bezüglich des ursprünglichen Textes stellt G. die unterschiedlichen Ansichten der Kirchenväter differenziert und übersichtlich dar. Entscheidend ist auch hier das Kriterium der Originalität, also des ältesten Textes, das meist, aber nicht immer, am *hebräischen* Original festgemacht wird. Hier ist es wohl tatsächlich Augustinus, der davon abweicht und der LXX eigenständige Inspiration zugesteht.

Wien

Agnethé Siquans

Mittelalter

Andreas Fischer: Karl Martell. Der Beginn karolingischer Herrschaft, Stuttgart: Kohlhammer 2012 (Kohlhammer Urban Taschenbücher 648), 278 S., ISBN 978-3-17020-385-1.

Eine Biographie im umfassenden Sinn lässt sich für Karl Martell – wie für die meisten Gestalten des frühen Mittelalters – nicht schreiben; das verbietet die karge Quellenlage. Insbesondere Aussagen über Karls Aussehen, Charakter und Wesen sind kaum zu treffen, wie Fischer in der Einleitung betont. Über Karls politische Leistungen von seinem schwierigen Aufstieg zum Hausmeieramt über seine zahlreichen militärischen Aktionen zur Expansion des Frankenreichs bis zur Alleinherrschaft als Hausmeier ohne merowingischen König und zur Regelung seiner Nachfolge geben die ausführlich vorgestellten Quellen hinreichend Auskunft. Auch die Spezialliteratur ist seit der letzten monographischen Gesamtdarstellung in deutscher Sprache von 1869 (Theodor Breysig in den „Jahrbüchern des fränkischen Reiches“) reichlich angewachsen (vgl. das Literaturverzeichnis S. 210–230). Dieses umfangreiche Material hat F. souverän verarbeitet und legt eine überzeu-

gende Synthese vor, die den heutigen Forschungsstand vorstellt und zu kontroversen Fragen abwägend Stellung nimmt.

In einem ersten Kapitel schildert er – sinnvoll zum Verständnis von Karls Ausgangssituation – den Aufstieg der Pippiniden und Arnulfinger und ihr Wirken als Hausmeier im politischen Rahmen des Merowingerreichs. Es folgt die Frage der Herkunft Karls, ob aus vollgültiger Ehe oder nur Konkubinat, und dann sein langer Kampf um die Herrschaft, die von 714 bis 723 sich hinziehende „pippinidisch-karolingische Sukzessionskrise“ (J. Semmler). Im Folgenden geht F. nicht streng chronologisch vor, sondern stellt die verschiedenen Bereiche von Karls Wirken nacheinander vor, was im Sinne der Klarheit und Lesbarkeit überzeugt. Das bei weitem umfangreichste Kapitel 5 „Wellen der Expansion“ schildert Karls militärische Aktionen, denn Kriege bestimmten sein Leben (so dass zeitgenössische Annalen 740 als ein Jahr ohne einen Feldzug als besonders bemerkenswert herausstellen). Vor allem sein Sieg über die Araber in der Schlacht bei Poitiers 732, der bis heute seine Erinnerung im allgemeinen Geschichtsbild prägt, schuf den – so nicht berechtigten – Mythos vom Retter des christlichen Abendlandes.